



ÜBERSETZUNG AUS DEM US-AMERIKANISCHEN: WOZ

SATIRE ALS AKT DES WIDERSTANDS

Hat der Stachel danebengestochen?

Die Satire eines «Charlie Hebdo» gehört zum französischen Denken wie der Humanismus. Sie propagiert das Denken gegen den Mainstream.

VON SILVIA HENKE

So viel politische Inkorrektheit wie die Zeichner von «Charlie Hebdo» würde in der Schweiz niemand wagen. Satire ja, aber in Grenzen. Wir sind Charlie, aber nicht so! Als frankophile Kulturwissenschaftlerin und Romanistin hat mich das französische Denken, die französische Eleganz und Unerschrockenheit, das Wagemutige der französischen Theorie und Literatur – auch in ihrer Differenz zur Schweizer Mentalität – beeinflusst und belebt wie keine andere Denkschule. Ohne sie wäre die geistige Biografie der KulturwissenschaftlerInnen meiner Generation armselig.

Aus Frankreich kam ein anderes Denken, und die Erfahrung der Freiheit darin war keine leere Floskel. Es gibt eine Freiheit des Denkens und des Ausdrucks, die es nirgendwo sonst auf der Welt gibt – oder gab? Die Existenz eines Satiremagazins wie «Charlie Hebdo», das «unverantwortliche Journal», wie es sich im Untertitel selber bezeichnet, gehört zu diesem Denken wie der Rationalismus und Humanismus eines Voltaire. Die Möglichkeit, alles sagen zu dürfen und für eine andere Meinung auch dann zu kämpfen, wenn man sie nicht teilt, ist aber eine Grundlage, die nicht mehr unbedingt zeitgemäss ist. Genauso wenig wie der Immoralismus der «bösen Jungs», die den harten Kern der «Charlie Hebdo»-Redaktion bildeten. Insofern fragt sich: Haben wir noch immer zu lernen von Frankreich? Inwiefern sind «wir» – die französisch geprägten «Intellos» – noch Charlie?

Probe aufs Exempel

Ich mache einen Test und lese nochmals die Nummer des «Charlie Hebdo» vom 31. Dezember 2014. Neben der üblichen Häme über den hasenfüssigen Präsidenten François Hollande findet sich auf zwei Seiten ein Bilderquizz, mit dem die LeserInnen herausfinden sollen, ob der eigene Sohn Dschihadist wird. Es sei etwa wichtig festzustellen, ob er auf dem Internetdienst Instagram «Selfies» oder «Salafisten» poste und ob er wegen der schlechten Küche von «maman» oder wegen des Gesetzes des Ramadan nicht mehr esse. Natürlich kann sich ein junger Muslim, der sich der Terrororganisation Islamischer Staat zuwendet, beleidigt fühlen durch diese Karikaturen. Doch richten sich die Zeichnungen eigentlich nicht an ihn. Sie richten sich an eine hysterisch überbesorgte französische Kontrollgesellschaft, die aus jeder Adolezenzkrise einen Terrorverdacht schöpft.

Vielleicht lässt sich damit sagen, was die Satire leistet, wenn sie ihren Gegenstand genügend studiert hat: Sie zieht das ins Lächerliche, was der Mainstream eben festgestellt hat, sie destabilisiert jeden Konsensdiskurs und damit auch die wohlberechtigten Ängste. Sie kann die Gefahr nicht bannen, nie, aber sie kann als Instrument von Diskurs- und Ideologiekritik das Terrain öffnen, um etwas anderes zu denken, als ich es mir eben noch erlaubt habe. Die Satire ist deshalb das, was Michel Foucault ihr zuspricht: ein Akt des Widerstands, in dem das aufbricht, was eben gerade richtig schien. Deshalb richtet sie sich gegen die Machthaber, aber immer auch gegen den Mainstream. Und gegen jede Form von Angst, weil Angst dumm macht. So zeichnet Jean-Yves Camus in ebendieser Nummer einen Pegida-Demonstranten als enthemmten Deutschen: Dieser votiert für Angst, weil sie der beste Baustoff der Dummheit sei.

Falsche Zielscheibe

Wenn «Charlie Hebdo» nun unter Polizeischutz weitermachen wird, ist es nicht mehr dasselbe Magazin. Man kann Satire nicht unter Denkmalschutz stellen. Und wenn sich eine rechtspopulistische Zeitung wie die «Basler Zeitung» am 8. Januar einen Trauermantel umlegt mit dem Hashtag «Je suis Charlie», dann ist etwas schiefgegangen. Die Satire als Form des Widerstands, die Résistance als Urform des Französischen könnte nämlich durch diesen Zusammenschluss mit dem Mainstream ins Leere laufen. Vielleicht hat das schon vor dem 7. Januar begonnen. Vielleicht gab es schon 2006 eine gefährliche Verschiebung, als man aus Trotz beschloss, Mohammed-Karikaturen, etwa die der dänischen Zeitung «Jyllands-Posten», zu zeigen, und nicht mehr wusste, für oder gegen wen man sie zeigt. Denn die gläubigen Muslime sind keine gute Zielscheibe für Satire: Nicht weil sie zu dumm und andersgläubig sind, sondern weil Marine Le Pen, Präsidentin des immer populäreren Front National, sie am liebsten alle in die Wüste schicken würde und gerade fordert, dass öffentliches Beten verboten wird. Vielleicht begann hier die Satire danebenzustecken. Wohin «Charlie Hebdo» seinen Stachel künftig wendet, wird man sehen.

Silvia Henke ist Publizistin und Dozentin für Kulturtheorie an der Hochschule Luzern. Am 22. Januar findet dort ein Podium zu Kunst, Satire und Gewalt statt.

KARIKATUR IM ARABISCHEN RAUM

Rücksicht in Gottes Namen

KarikaturistInnen im arabischen Raum lassen lieber die Finger von der Religion. Schon politische Zeichnungen können lebensgefährlich sein.

VON WERNER SCHEURER, BEIRUT

Es geschah am 22. Juli 1987 gegen 17 Uhr. Naji al-Ali hatte Feierabend und verliess sein Büro in der kuwaitischen Tageszeitung «al-Qabas» im Südwesten Londons. Vor dem Haus wurde er von zwei jungen Männern von mediterranem Aussehen aufgehalten und in den Kopf geschossen. Bewusstlos wurde er ins Spital gebracht; er verstarb fünf Wochen später, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Naji al-Ali war damals der wohl populärste Karikaturist der arabischen Welt. Er sei das, so schrieb die britische Tageszeitung «The Guardian» ein paar Jahre vor seinem Tod, was einer «arabischen öffentlichen Meinung am nächsten kommt». Der Palästinenser Naji al-Ali wurde im Jahr 1948 aus der Gegend von Nazareth in den Libanon vertrieben und wuchs im Flüchtlingslager Ain al-Helweh in der Nähe von Sidon auf. In Tausenden von Zeichnungen befasste er sich vor allem mit dem Palästina-Problem. Dabei nahm er nicht nur Israel und die USA ins Visier, sondern auch die arabischen Regimes und die palästinensischen Funktionäre.

Daher hatten Naji al-Ali und seine Zeichnungen nicht nur viele AnhängerInnen, sondern auch verbissene Feinde. Es wurde nie klar, wer hinter dem Mord von London steckte – verurteilt wurde niemand. Verdächtig wurden immerhin zwei Doppelagenten, die sowohl für die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) wie auch für den israelischen Geheimdienst Mossad arbeiteten. Dieser wusste jedenfalls im Voraus vom Anschlag – weil er die britischen Behörden nicht informierte, verwies die damalige Premierministerin Margaret Thatcher drei israelische Diplomaten des Landes.

Wenn Religion allgegenwärtig ist

Jesus-Karikaturen gehörten kaum zu Naji al-Alis Programm, und wenn, dann in vereinnahmendem Sinn: Jesus als Palästinenser, der vom Kreuz aus einen Stein wirft oder den symbolischen Schlüssel des verlorenen Hauses um den Hals trägt. In dieser Gegend, Wiege und Wohnstatt vieler Religionen, sind religiöse Gefühle zu allgegenwärtig und zu konfliktträchtig, als dass damit Schabernack getrieben würde. So rühmt zwar Joseph Moukarzel, Herausgeber der libanesischen Satirezeitschrift «al-Dabbour» (Hornisse), die relativ grosse Pressefreiheit in seinem Land und verurteilt Selbstzensur. Gleichzeitig gibt er zu bedenken: «In einem Land wie dem unseren, wo religiöse

Spannungen allgegenwärtig sind, dürfen wir uns nicht als über diesen Konflikten stehend wähnen und religiöse Texte kritisieren.»

Also hält man sich lieber an politische Figuren: «Davon gibt es hier ja genug», sagt Stavro Jabra, ein libanesischer Zeichner und Fotograf. Auch er gibt zu: «Manchmal ertappe ich mich bei einer Art Selbstbeschränkung – dann nehmen wohl die arabische und die libanesischen Sensibilität in solchen Dingen überhand.»

Die Region mag als fanatisch-religiös erscheinen, doch religiöse Sensibilität ist in den multikonfessionellen Gesellschaften des Nahen Ostens Norm. Wo immer wieder Filme der religiösen Zensur zum Opfer fallen, wo ein Laden auch mal dichtmachen muss, weil er Flipflops mit Kreuzen auf den Sohlen verkauft, wo antireligiöse Äusserungen mit Bussen und Gefängnis bestraft werden – da herrscht zwar nicht Toleranz, aber da wird allseitig Rücksicht gefordert und in Gottes Namen halt auch geübt. Nur extremistische FanatikerInnen wollen in dieser Gegend einen «islamischen», «christlichen» oder «jüdischen» Staat gründen.

Medienschaffende leben gefährlich

Wird auf religiösem Gebiet ein knarziges Nebeneinander gelebt, gilt dies kaum für die Politik. Die Mordserie an Politikern hat im Libanon auch nach dem Ende des Bürgerkriegs nicht aufgehört – dasselbe gilt für Journalisten. 1966 wurde Kamel Mroueh, Gründer der Zeitung «al-Hayat», erschossen; im Jahr 1980 wurden Riad Taha und Salim Lawzi, zwei Publizisten und Zeitschriftengründer, ermordet; der kommunistische Professor, Journalist und Autor Hassan Hamdan alias Mahdi Amel wurde 1987 ermordet; 2005 waren die Journalisten Samir Kassir und Gebran Tuani an der Reihe.

Lebensgefährlich schien bei mehreren von ihnen ihre antisyrische Haltung gewesen zu sein. In Syrien selber begann der Karikaturist Ali al-Farsat nach Beginn der Aufstände im Frühling 2011 damit, den Repräsentanten des Regimes nicht nur Uniformen, sondern ein Gesicht zu geben: jenes von Baschar al-Assad. Im August 2011 wurde er mitten in der Stadt von drei maskierten Männern aus seinem Auto gezerrt. Er wurde blutend und mit mehrfach gebrochenen Händen und Fingern aufgefunden. Er hat überlebt, lebt im Exil, zeichnet wieder und sagt: «Sie waren hinter mir her – offensichtlich haben Zeichnungen Macht.»